

Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann

Misericordias Domini, 15. April 2018, 10 Uhr

Predigt über 1. Petrus 5, 1-4

Gnade sei mit euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der das kommt. Jesus Christus. Liebe Gemeinde, Leben im Osterlicht! Der Tod wurde verlacht, die Natur blüht auf. Anton ist getauft. Dies ist der Morgen des Hirtensonntages. Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln, er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.... Wir haben es gehört und gesungen, und vielleicht stellte sich auch bei Ihnen wieder dieses Gefühl ein: Geborgenheit, Vertrauen, ich bin behütet, trotz aller Angst und Gefahr. Ein Gefühl, das – im besten Fall – in unserer Kindheit begründet wurde. Vater und Mutter, Großeltern, Paten die wie ein bergender Schirm das Leben behüten. Anton wird es erfahren dürfen, so wie hoffentlich alle Kinder, die uns anvertraut sind. Es ist diese Grunderfahrung des Lebens, die uns auch der Glaube schenken kann. Mir wird nichts mangeln. Selbst dann nicht, wenn ich im finsternen Tal wandere. Gott ist bei mir, mit erfrischendem Wasser, mit seinem Trost und seinem Segen. Der gute Hirte, der mich nicht verlässt. Der mir das Leben schenkt und mir Leben verspricht über den Tod hinaus. Leben im Osterlicht!

Der Predigttext für diesen Sonntag führt uns in einen entlegenen Winkel der Heiligen Schrift. Ich lese aus dem 1. Petrusbrief:

51 Die Ältesten unter euch ermahne ich, der Mitälteste und Zeuge der Leiden Christi, der ich auch teilhabe an der Herrlichkeit, die offenbart werden soll:

2 Weidet die Herde Gottes, die euch anbefohlen ist, und achtet auf sie, nicht gezwungen, sondern freiwillig, wie es Gott gefällt, nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund, 3 nicht als solche, die über die Gemeinden herrschen, sondern als Vorbilder der Herde.

4 So werdet ihr, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die unverwelkliche Krone der Herrlichkeit empfangen.

Als ich diese Verse las, stieg in meiner Kehle ein Ton auf, der vermutlich dem glich, was in der Bibel Murren genannt wird. Mir schien, als hätte sich der Stein, der vom Grab weggerollt war, nun unversehens mir in den Weg gelegt. Österlich sind diese Zeilen nun wahrlich nicht, und vermutlich nur in die Predigtordnung gelangt, weil auch hier vom Hirten die Rede ist. Aber der Ton ist der der Ermahnung. Es geht nicht um Vertrauen und Geborgenheit, sondern um Leitung und Autorität. Und offenbar auch um deren Missbrauch. Dreifach wird betont, wie Leitung nicht sein soll: nicht gezwungen, nicht um schändlichen Gewinns willen, nicht als Herren über die Gemeinde. Hier steckte offenbar ein Problem, und mancher schien das Amt nicht nur zu nutzen, um die Herde zu weiden, sondern auch um seine Schäflein ins Trockene bringen.

Hirte und Herde. Wer von uns ist wer? Einige Mitglieder unseres Domkirchenkollegiums mögen sich angesprochen fühlen. Oder Vertreter von Gemeindegemeinderäten und Presbyterien, die vielleicht heute auch hier sind. Und die Geschwister im pastoralen Amt, die wohl auch. Die übrigen, tja, liebe Gemeinde, die sind dann wohl die Herde. Die Herde, umsorgt und eingeeht. Fürsorgliche Belagerung. (Heinrich Böll) Ich an Ihrer Stelle wäre erstmal bedient.

Und die Sache wird auch nicht besser, wenn man den Zusammenhang des Petrusbriefes liest. Da geht es um oben und unten, Autorität und Gehorsam. Da lese ich: Ihr Sklaven, ordnet euch in aller Furcht den Herren unter. Desgleichen sollt ihr Frauen euch euren Männern unterordnen. Wie ihr euch überhaupt jeder weltlichen Macht unterordnen sollt. Also: Fürchtet Gott und ehrt den König! Na, ist ja reizend, denk ich mir, mit Blick auf die Kaiserempore! Und bin gereizt.

Wir kommen nicht umhin, von Autorität und Leitung zu sprechen. Autorität, was ist das? In früheren Zeiten verband sich Autorität mit Gehorsam. Ich bin noch aufgewachsen mit Sätzen wie Kinder haben zu schweigen, wenn Erwachsene reden, oder haben erst zu reden, wenn sie gefragt werden. Die Autorität des Lehrers oder der Lehrerin war unbestritten, und die Eltern standen im Konfliktfall auf ihrer Seite. Wir mussten noch aufstehen, wenn die Lehrer den Raum betraten, uns rechts vom Tisch platzieren und im Chor sprechen: Guten Morgen, Fräulein Rohmeyer! Pfarrer Dr. Moderegger war ein grauer, respektinflößender Herr, und auch wenn meine Familie nicht besonders kirchlich war, galt er doch unbestritten als Autorität im Ort. Was er sagte, wurde nicht hinterfragt. Jedenfalls nicht offen. Vor dem Direktor der Zeche zog mein Großvater den Hut, und meine Mutter durfte nur mit Genehmigung ihres Mannes ein Konto eröffnen und eine Arbeit annehmen. So war es Anfang der 60er Jahre. Alles war noch durchdrungen von Autoritäten und ihren Inszenierungen.

Ende der 60er Jahre veränderte sich die Gesellschaft radikal. Der Zusammenbruch der alten Autoritäten wurde dramatisch sichtbar im Kampf der Studenten. Fünfzig Jahre ist das nun her. Kampf gegen die Rolle der Ordinarien an den Universitäten. Kampf gegen die autoritäre Schule, gegen die autoritäre Kirche. Kampf vor allem gegen die autoritären Väter, die sich der Vergangenheit nicht stellen wollten, und in eisiges Schweigen verfallen waren. Es war wie ein großer Bildersturm, der die überkommenen Ordnungen und die Rituale der Macht hinwegfegte.

Das alles war zunächst ein großer Freiheitsgewinn. Und niemand, der bei Sinnen ist, kann sich wirklich zurückwünschen in die Zeit davor. Wir alle leben heute mit dieser Freiheit, und noch die Konservativsten der Gesellschaft nehmen die Errungenschaften selbstverständlich für sich in Anspruch.

Aber auch dies ist wahr: Wir haben mit diesem Gewinn an Freiheit auch eine neue Last zu tragen. Es ist die Last, sich selbst erfinden zu müssen. Wer ich bin oder sein will, das ist in einem Maße von meinen eigenen Entscheidungen abhängig, wie sich das frühere Generation nicht vorstellen konnten. Wie wir leben wollen, wie und nach welchen Werten wir unsere Kinder erziehen wollen, wie wir mit unserer Sexualität umgehen, das müssen wir nun alles selbst bestimmen. Auch, ob wir einer Religion angehören möchte und wenn ja welcher, ob wir in der Kirche bleiben oder sie lieber verlassen möchten, welche Ausdrucksform wir unserem Glauben geben möchten, in all dem sind wir frei und müssen für uns Entscheidungen treffen.

Diese Freiheit ist für viele unerträglich. Man sehnt sich zurück in die Welt der überschaubaren Ordnungen. Es wächst die Sehnsucht nach Eindeutigkeit. Nach festen Konturen, nach übersichtlicher Welterklärung. Es wächst der Wunsch, dass einem endlich mal wieder jemand sagt, wo es langgeht. Es wächst der Wunsch nach unhinterfragbaren Wahrheiten und Autoritäten. Ich verstehe das. Den Wunsch, mit den ganzen Lebenszweifeln nicht allein dazustehen. Sich orientieren zu können an anderen. Den Wunsch, zu wissen, wer man ist und wie man handeln soll. Den Wunsch, das alles nicht nur in einem einsamen Selbstgespräch ausmachen zu müssen. Aber man kann sich nicht selbst gewinnen, indem man sich an Autoritäten verliert. Kehren wir zurück zum Petrusbrief und seinem Modell von Autorität. Als der Brief geschrieben wurde, war die Situation der christlichen Gemeinde prekär. Die charismatische Gründergeneration gab es nicht mehr. Eine Generation später stellt sich die Frage, wie man die Gemeinde zusammenhalten soll. Und wie man überleben kann in einer Umwelt, in der die Verfolgung zunimmt. Wer hält das alles zusammen? Wer hat etwas zu sagen und wer nicht. Es geht um Autorität und Leitung.

Woher bekommt einer Autorität? Der Verfasser des Petrusbriefes, der sich selbst zu den Autoritäten zählt, führt sich mit einem Satz ein, auf den es ankommt: ich bin „Zeuge der Leiden Christi“. Er, der die Auferstehung verkündigt, vergisst nicht, dass diese Auferstehung durch Leiden und Tod ging. Und das ist für unser Gottesbild und für die Verantwortung, die einer in der Gemeinde übernimmt, von entscheidender Bedeutung. Wir vertrauen auf Christus, weil er dort war, wo wir sind. Auf dem Boden der Tatsachen unseres Lebens. Und dieser Boden der Tatsachen ist nicht immer nur ein Rosengarten. Es ist der Ort, an dem uns das Leben manchmal schüttelt, ein Ort, an dem wir manches Mal verzweifeln. In Konflikte geraten, keinen Ausweg sehen. Der Ort an dem wir uns aufbäumen gegen die eigene Endlichkeit

und verzweifeln, wenn uns jemand genommen wird, den wir lieben. Jesu Auferstehung feiern heißt ja sagen zu dem Boden unter unseren Füßen und zu den Menschen, die auf ihm leben.

Autorität gewinnt der, der diese Menschen ernst nimmt. Der nicht einfach sagt, wo's langgeht, sondern sich zuwendet. Und den anderen trägt und erträgt. Mit seinen Eigenheiten und Schwächen und mit seinen Stärken. Der zupackt, wenn sich vor jemandem Abgründe auftun. Zupackt und ihn – in Gottes Namen – hinüberträgt. Hilfreich zupackt, wenn einer droht zu resignieren und ihn – und sei es ächzend und stöhnend - weitertragen. Ja, und auch das gehört zur Autorität, dass wird den Nächsten gegebenenfalls anhalten, und ihm klar und deutlich die Meinung sagen. So nimmt man sich ernst als Bruder und Schwester in Christus.

Es ist eine Autorität, die ihren Grund nicht in sich selbst hat, die nicht aus Machtwünschen entsteht, sondern aus Liebe zu Gott und den Menschen. Eine Autorität, bei der man Gesicht zeigt. Sich kenntlich macht. Es ist das Gegenteil von Macht- und Imponiergehabe, wie es die autoritären Machthaber so gerne vorführen, wenn sie sich und samt Schalmeienklängen und Babyküssen als Hirten inszenieren und den Herdentrieb auslösen wollen. Wer in der Kirche Leadership ausüben will, ist dafür verantwortlich, dass die ganze Herde mündig wird und mitträgt, das Evangelium hinausträgt in die Welt.

Liebe Gemeinde, wir werden uns bemühen von Herzensgrund und nicht alles schaffen. Es werden lose Enden bleiben, manche Überforderung, neue Versuche und bittere Enttäuschung. Aber da ist einer, Hirte und Lamm zugleich, der all das tragen wird. Auf ihnen werfen wir unsere Vergeblichkeiten, die Ängste, den Kummer um all das Verlorene, vor allem aber die Sorgen. Wir werfen es in seine Arme. Er trägt es mit. Von Herzensgrund. So lässt sich leben. Amen.